

Köstner, Nikolai

Article — Digitized Version

Randbemerkungen zum Problem "unterentwickelte Länder"

Wirtschaftsdienst

Suggested Citation: Köstner, Nikolai (1954) : Randbemerkungen zum Problem "unterentwickelte Länder", Wirtschaftsdienst, ISSN 0043-6275, Verlag Weltarchiv, Hamburg, Vol. 34, Iss. 5, pp. 268-276

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/131895>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Randbemerkungen zum Problem „unterentwickelte Länder“

N. Köstner, Kairo

Diese „Randbemerkungen“ sind im Grunde genommen eine kritische Stellungnahme zu allen von uns unter diesem Thema veröffentlichten Abhandlungen (Heft 1/1952, 2/1953, 3/1954). Sie enthalten die Antwort eines verständnisvollen Beobachters der Wirtschaft dieser sogenannten unterentwickelten Gebiete zu allen Planungen von Wirtschaftsexperten, die in der Atmosphäre ganz anderer wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse entstanden sind. Es handelt sich um eine Schau aus einem völlig abweichenden Gesichtswinkel, die diese „Gebiete der Armut“ als Ergebnis einer jahrtausendelangen Überentwicklung sieht. Diese Überentwicklung hat zu einer demographischen Situation geführt, die zu rationellster Ausnutzung der beschränkten wirtschaftlichen Möglichkeiten und zu ihrer sorgfältigen Konservierung zwingt. So erscheint der hohe Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung als einzige Möglichkeit, eine wenn auch unzureichende wirtschaftliche Versorgung der Überbevölkerung sicherzustellen. Alle künstlichen Industrialisierungspläne, die nicht instande sein können, das demographische Problem zu lösen, gefährden nur allzu sehr die Landwirtschaft als tragende wirtschaftliche Grundlage. Unabhängig davon, ob man dieser an sich schlüssigen Auffassung Recht geben will oder nicht, dürfte es zweckmäßig sein, die gesamte Planung für unterentwickelte Gebiete, die mit Milliarden von Investitionskapital rechnet, einer Überprüfung unter diesem Gesichtswinkel zu unterziehen.

Ein gutes Kind hat viele Namen. Es ist zwar kein gutes Kind, von dem die Rede ist, aber nach der wechselnden Mode hat es mehrere Namen gehabt. Zuerst hieß es, es gebe wohlhabende und arme Länder, und man untersuchte, wie Adam Smith, warum die einen wohlhabend, die anderen arm sind. Dann entdeckte man die Übervölkerung und untersuchte ihre Gründe. Jetzt gibt es keine Übervölkerung mehr, und man studiert die „Unterentwicklung“. Manche Experten begnügen sich auch damit, den „unentwickelten“ Ländern Ratschläge zu erteilen.

Als terminus technicus war die Übervölkerung sehr bequem, bis sich bei näherer Betrachtung herausstellte, daß es „bei gegebener Technik und gegebenen sozialen Verhältnissen“ keinen Überschuß der Bevölkerung geben könne. Die gegebene Technik und die gegebenen sozialen Verhältnisse passen sich der Volkszahl an, und man findet keine überflüssigen Leute sogar in Dörfern, wo eine zehnköpfige Familie von einem Hektar Land leben muß. Um eine Übervölkerung technisch festzustellen, muß man zu Vergleichen mit weit entfernt liegenden Ländern greifen. Da man aber deren Verhältnisse leider nicht importieren kann, bleiben die Vergleiche sinnlos.

In dieser Hinsicht wird wohl sehr viel Unfug getrieben. Statt daß man Dänemark den dichtbevölkerten und armen Ländern als Ideal hinstellt, sollte man doch einmal ein anderes „mental experiment“ versuchen: man versetze die rund eine Million betragende dänische Landbevölkerung samt ihrem lebenden und toten Inventar und Gebäuden beispielsweise in das Nildelta und stelle ihnen das dortige Nutzlandareal von $\frac{1}{3}$ ha pro Kopf, im ganzen also 200 000 ha, zur Verfügung und studiere dann, wie die Dänen den „dänischen Lebensstandard“ aus diesem Nutzland herauswirtschaften werden. Jeder Agronom wird bestätigen, daß diese „umgesiedelten“ Dänen nebst ihrem Vieh erbärmlich umkommen werden. Um den dänischen Lebensstandard herauswirtschaften zu können, braucht die dänische Landbevölkerung nicht 200 000 ha, son-

dern 3 Mill. ha Nutzland. Und doch hält man dem Fellachen, dem anatolischen und dem bulgarischen Bauern das dänische Beispiel tagtäglich als Ideal vor Augen. Dem Fellachen sagt man aber nicht, daß er die dänische Technik auf seinen $\frac{1}{3}$ ha pro Kopf nicht anwenden kann und auch nicht anwenden darf, wenn er nicht verhungern will.

UNTERENTWICKLUNG ODER ARMUT?

Die Experten der UNO untersuchen offiziell die Möglichkeiten der Entwicklung „unterentwickelter“ Länder. Was sie aber im Sinn haben, ist nicht die Unterentwicklung, sondern Armut und Unterernährung der großen Volksmassen in gewissen Ländern. Diese Massen bestehen in allen Fällen aus landarmen und landlosen Bauern. Es ist mir in diesem Zusammenhange keine Untersuchung über ein unterentwickeltes Industrieland bekannt, obwohl solche notorisch vorhanden sind. Auch die Armut selbst, die die Experten interessiert, ist spezifisch. Ein tibetanischer Bauer, ein Samojede oder Eskimo kann nach unseren Begriffen sehr arm sein: er hat kein Auto, kein Radio, kein Bad, wechselt seine Wäsche nicht oder hat keine, aber solange er seinen Bedürfnissen genügen kann, interessiert er den Experten nicht. Er wird erst unterentwickelt, wenn er seine Bedürfnisse nicht mehr befriedigen kann.

Im Zarenreich konnte man besonders gut beobachten, wie die Entwicklung zur „Unterentwicklung“ vor sich ging, da man die verschiedensten Stufen des Prozesses simultan vor sich hatte. Es gab ein landarmes Zentrum, in dem die Bauern seit Generationen unter Landhunger gelitten hatten, ihr Anteil am Land immer kleiner wurde und sie selbst mehr und mehr in ein totales Elend versanken. Eine Regierungskommission untersuchte die Frage lange Jahre hindurch und publizierte mehrbändige Berichte über die „Verarmung des Zentrums“. Man konnte nur Palliative empfehlen, jedoch keine Lösung finden. Zur Peripherie hin wurde die Bevölkerungsdichte in Rußland fast in

allen Richtungen geringer und das Volk wohlhabender. Dabei wurden aber die Bodennutzungsmethoden extensiver, bis man in Sibirien und Nordrußland die primitivste Art von Rodungswirtschaft vorfand — betrieben von Bauern, die ihre eigenen Bedürfnisse und die ihrer Familien voll decken konnten. Für unsere heutigen Begriffe war das Zentrum „unterentwickelt“, nicht die Peripherie, obwohl die Peripherie eigentlich die Vorstufen der jahrhundertelangen Entwicklung des Zentrums darstellte. Die Petersburger Amtsstellen beschäftigten sich mit der unentwickelten Peripherie ebensowenig, wie die heutigen Experten es tun würden. Ihr Problem war es, im Zentrum der periodischen Hungersnöte Herr zu werden. Die Peripherie kannte keinen Hunger.

Ähnlich ist die Entwicklung in Indien gewesen. Daß sich die Situation in beiden Weltreichen während der heutigen Generation beträchtlich verschlechtert hat, ersieht man aus der Tatsache, daß sowohl Indien als auch Rußland vor dem ersten Weltkriege wichtige Getreide-Exportländer waren, während die Exporte jetzt aufgehört haben. Indien ist Weizenimportland geworden (obwohl es für die Importe nicht zahlen kann), während die russischen Exporte sehr gering geworden sind und Rußland unlängst angefangen hat, Fleisch und Milchprodukte zu importieren.

Die ähnliche Krise in Westeuropa, die man die Krise der Dreifelderwirtschaft nannte, wurde durch die Industrialisierung und nicht durch die technischen Verbesserungen in der Landwirtschaft überwunden. Hätte nicht die Industrialisierung den Bevölkerungsüberschuß vom Lande aufgesogen, wären die technischen Verbesserungen unmöglich gewesen.

Die Industrialisierung selbst war aber nur ein Glied in der Kette spezieller Bedingungen (wie Welthandel, Kolonialwirtschaft, Erschließung von neuen Gebieten durch Emigration), die die europäische Entwicklung erst möglich machten. Diese einzigartige Konstellation, die sich ähnlich in der Weltgeschichte wohl selten wiederholt hat, war und ist weder für Rußland noch für Indien oder China vorhanden, und die Entwicklung ist notgedrungen andere Wege gegangen. Deshalb sind alle Ratschläge, daß diese Länder sich nach dem Vorbilde Westeuropas oder Nordamerikas entwickeln sollten, leider in den gegenwärtigen Verhältnissen wohl hoffnungslos.

In Rußland schienen zwei Auswege offen zu sein: Industrialisierung und Emigration nach Sibirien. Beide entwickelten sich stürmisch. Jedoch konnte die Industrie im besten Falle Hunderttausende absorbieren, und die Emigrantenflut nach Sibirien und Zentralasien, die von der Regierung mit allen Mitteln gefördert wurde, überstieg vor dem ersten Weltkrieg zeitweilig eine halbe Million. Bald stellte sich aber aus erklärlichen Gründen ein Rückstrom in dieser Bewegung ein. Die Konsequenzen sind bekannt: der Bauer verminderte die Zahl seines Nutzviehs, um wenigstens sich und seine Familie zu ernähren; dadurch verkamen seine Felder; er nahm Land zu Hungerpreisen von

Gutsbesitzern in Pacht und betrieb Raubbau. Da der Gutsbesitzer nie so viel aus dem Lande herauswirtschaften konnte, wie der Bauer Hungerpacht zahlte, gingen die Gutswirtschaften allmählich in die Bewirtschaftung solcher Pächter über. Vor dem ersten Weltkrieg schätzten Sachverständige das noch in der eigenen Bewirtschaftung der Gutsbesitzer befindliche Feldareal auf nur 15%. Das Land verkümmerte allmählich, und sogar die fette Steppe wurde durch Überkultivierung ausgelaugt. Für die Verbesserungen der Agrartechnik war der Bauer schon zu arm und sein Landanteil zu klein. Obwohl der Bürgerkrieg, die Hungersnöte, die „Vernichtung des Kulaken als Klasse“ und der zweite Weltkrieg Millionen von Menschen verschluckten, scheint sich die Lage auch in der Kolchosenzeit nicht gebessert zu haben.

UBERKULTIVIERUNG UND VERÖDUNG

Daß zu hohe Volkszahl und daraus resultierende Überkultivierung des Bodens allmählich bis zur totalen Verödung des Landes führen können, beweisen die Ruinen der Großstädte in Lybien und Syrien. Wer sich vergegenwärtigen will, wie diese Prozesse in unseren Tagen aussehen, mache eine Ferienreise an die paradiesische Cattaro-Bucht und beobachte die verfallenden, halbbewohnten Städte an ihren Ufern. Auf Spaziergängen kann er dann auch beobachten, daß die spärliche, nachgebliebene Bevölkerung damit beschäftigt ist, die Wurzeln der einstigen Olivenbäume auszuroden, und so die totale Verkarstung des Landes vorbereitet.

Seitdem der Mensch seine herkömmliche Wohnstätte, die Höhle, verließ, ist er ein wichtiger destruktiver geologischer Faktor geworden. Die Zerstörungsprozesse selbst sind verschieden, und es bleibe den Historikern vorbehalten zu untersuchen, inwieweit die Zerstörung den Rivalitäten zwischen den Nomaden und den sesshaften Völkern zuzuschreiben ist. Die Nomaden sind fast verschwunden, die Verödungsprozesse sind jedoch geblieben.

Der nordamerikanische „Dustbowl“ und die verlassenen Kaffeepflanzungen in Brasilien rühren nicht von Nomaden her. Auch die einstige Stätte des „echten“ Paradieses ist wohl nicht allein den Nomaden zum Opfer gefallen, sondern vielmehr der jahrtausendelangen Irrigation. Zur Zeit werden die Anfänge desselben Prozesses ängstlich im Niltal beobachtet, wo der Grundwasserspiegel im Delta seit der Aufdämmung des Nils steigt und bereits die Versumpfung und Versalzung gewisser Landstriche verursacht hat, so daß die Baumwollernten nur durch wachsende Einfuhren von Stickstoffdünger aufrechterhalten werden können. Die Errichtung von Pumpstationen, die das Irrigationswasser aus dem Boden wieder herauspumpen sollen, ist schon im Gange. Ob das eine Sisyphusarbeit sein wird?

Die Franzosen versuchen dasselbe Problem in Nordafrika zu lösen, indem sie die Irrigationskanäle mit Beton auskleiden. Die Kosten sind enorm, und man schaudert bei dem Gedanken, daß man in Ägypten die

9000 km Irrigationskanäle, die seit Josefs Zeiten gebaut worden sind, mit Beton auskleiden muß.

Die Zerstörung der produktiven Kräfte des Bodens geht gewöhnlich sehr langsam vor sich und kann nur von Generation zu Generation festgestellt werden. Sie wird beschleunigt, wo moderne Technik und kapitalistischer Raubbau eingreifen.

Große Landstriche in den östlichen USA sind halb verodet, da sie dem kapitalistischen Raubbau zum Opfer gefallen sind. Die kümmerlichen, ausgelaugten Äcker sind noch da und werden irgendwie bebaut, und die Wälder sehen von Ferne noch schön aus, obwohl sie nur aus unnützen verkrüppelten Bäumen bestehen, die nachblieben, nachdem das Areal abgeholzt worden war. Die Dörfer sind meistens verlassen, und fast vor jedem Hause findet man das Schild „for sale“. Solche verlassenen Gegenden, die man schon etwa 50 km westlich von New York antreffen kann, können vielleicht nach einigen hundert Jahren wieder regenerieren und in Kultur genommen werden, wenn Landhunger und „dustbowl“-Verhältnisse die Landwirtschaft wieder nach dem Osten treiben sollten. In der Türkei ist diese Regeneration wohl schon im Gange. Die Wirtschaftsgeschichte von Byzanz ist die Geschichte der Agrarreformen, die den bäuerlichen Landhunger stillen sollten. Unter der türkischen Herrschaft wurde die Bevölkerung stark gelichtet, und die letzten 2 Millionen Griechen verließen das Land vor einer Generation. So konnte sich der Boden der weiten Hochebene Kleinasiens ausruhen. Jetzt wird dieser ausgeruhte Boden mit Traktoren aufgerissen — mit großem Erfolg, wie berichtet wird.

DIE UMSCHALTUNG DER UNTERENTWICKLUNG

Auf reichem Boden, der nach Jahrhunderten unter intensiver Kultur seine Kraft nicht verliert, wie in gewissen Flußtäälern, wo unzählige Generationen ihren Unterhalt aus dem Boden erwirtschaftet haben, entwickeln sich Techniken und überliefern sich Kenntnisse, wie man den Boden konservieren soll. Auf dieser Tradition hat die Bevölkerung die Tendenz — wenn keine äußeren Ereignisse dazwischenkommen —, ins Unendliche zu wachsen. Dabei wird dann eine Stufe erreicht, wo das Land „unentwickelt“ wird, sich also nicht mehr ernähren kann. Diese Art von unterentwickelten Ländern bildet den Kern des Problems, denn die Mehrzahl der unterernährten Milliarde von Menschen gehören zu dieser Gruppe.

Die „Unterentwicklung“ ist also ein Problem, wie man eine tausendjährige Entwicklung, die die unzähligen Millionen von Menschen in eine Sackgasse geführt hat, so umschalten soll, daß man aus dem Elend wieder zur Wohlhabenheit kommt.

Die allgemeine Lösung der UNO-Experten oder von wohlwollenden Beobachtern aus dem hochentwickelten Westeuropa ist in wenigen Worten zusammengefaßt: bessere Schulbildung, höhere Landbautechnik und Industrialisierung zum Abfangen des Bevölkerungsüberschusses vom Lande. Für das nötige Kapital sollen die entwickelten Länder aufkommen, und

einige Experten stellen mit besonderer Vorliebe Berechnungen an, wieviel Milliarden Dollars die Entwickelten an die Unterentwickelten jährlich à fonds perdu vorschießen sollen und wie dieses Kapital eingesetzt werden soll. Die andere Seite stellt natürlich auch ihre Bedingungen. Und dann streitet man sich in der UNO über das Recht der Unentwickelten, das hereingenommene ausländische Kapital mit oder ohne Entschädigung zu nationalisieren. Dabei bleibt es dann, denn die Milliarden sind nicht aus der Erde zu stampfen, sondern sind das Produkt von anderer Leute Arbeit und gehören nicht den Planern.

Die politische Seite des Problems gehört jedoch nicht hierher, und wir werden uns damit nicht beschäftigen. Ich glaube aber auch fest, daß das Grundproblem rein wirtschaftlich ist, und wenn es gelöst würde, würden die anderen Probleme sich von selbst lösen. Die Landbesitzverhältnisse sind sozial äußerst wichtig, doch solange der Bauer das Land bebaut, wem es auch gehört, sind sie für die Lösung des Grundproblems nebensächlich.

DAS GESETZ DES ABNEHMENDEN BODENERTRAGS

Das Grundgesetz der Entwicklung der menschlichen Wirtschaft, das Gesetz des abnehmenden Bodenertrags, wird nur von einigen Marxisten verneint. Doch glauben die meisten Wirtschaftler das Gesetz dahin einschränken zu müssen, daß es von der technischen Entwicklung zeitweilig aufgehoben werde. Der Grundbegriff ist wohl unanfechtbar: existierte das Gesetz nicht, dann brauchte man die landwirtschaftliche Nutzfläche nicht zu erweitern. Mit mehr Kapital und Arbeit könnte man dann für dieselben (oder niedrigere) Einheitskosten eine größere Ernte von derselben Fläche erzielen. Erfahrungsgemäß ist es aber in der Geschichte nicht vorgekommen, daß man die Anbauflächen eingeschränkt hat, um größere Ernten zu erwirtschaften. Die extensive Produktion ist in allen Fällen die billigste. Die Geschichte der steigenden landwirtschaftlichen Produktion ist die Geschichte der allmählichen Erschließung von Grund und Boden. Die Intensivierung der Produktion wird erst vorgenommen, wenn Böden derselben Güte nicht mehr vorhanden sind. In den USA betrug die mittlere Ernte pro ha in den vier Jahrzehnten bis 1940 (in dz): 1901—1910: 9,6, 1911—1920: 9,9, 1921—1930: 9,5, 1931—1940: 9,0. Erst in den 40er Jahren stiegen die Hektarerträge auf etwa 12 dz. Die große Nachfrage und die hohen Preise machten die intensivere Bearbeitung der Felder lohnend. Wenn man jedoch die Rekordernte von 1901 mit der Rekordernte von 1947 vergleicht, findet man, daß der Vergrößerung der Ernte um 83% eine Vergrößerung der Anbaufläche um 49% und eine Steigerung des Hektarertrages um 23% entsprach. Man war also wohl in den 40er Jahren an der Grenze der Erweiterungsmöglichkeiten bei gegebenen Preisen angekommen und mußte zur Intensivierung der Produktion schreiten. Der Strom der landwirtschaftlichen Exporte geht aus den Ländern der niedrigen Hektarerträge und des extensiven Anbaus in die Länder der

hohen Erträge und der intensiven Wirtschaft. Würde das Gesetz des abnehmenden Bodenertrags von der technischen Entwicklung von Zeit zu Zeit aufgehoben, dann müßten wir zeitweilig einen umgekehrten Güterstrom beobachten können, d. h. die technisch hochentwickelte europäische Agrarwirtschaft müßte in den beiden Amerikas Agrarkrisen hervorrufen, wie Amerika in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Krise in Europa verursachte. Die technische Entwicklung hat weder damals noch später der europäischen Landwirtschaft aus der Klemme geholfen. Das taten die Agrarzölle, Regierungszuschüsse an Landwirte und die teilweise Anpassung an die veränderten Verhältnisse durch die Einschränkung des Getreideanbaus und die Umstellung auf Milch- und Fleischproduktion. Extensiv wirtschaftende Konkurrenten wie Australien, Neuseeland, Kanada und Argentinien machen aber auch der neuen „angepaßten“ Landwirtschaft, besonders in Ländern, die ihre Produktion exportieren wollen, wie Dänemark, das Leben äußerst sauer.

Die größten Schwierigkeiten für die intensive Landwirtschaft entspringen nämlich aus der Tatsache, daß die technische Entwicklung der extensiven Großwirtschaft viel mehr hilft, billiger zu produzieren, als der intensiven Kleinwirtschaft. Der Traktor, der Mäh-drescher, der mechanische Baumwollpflücker oder das Flugzeug zum Verstäuben des DDT gehören in die Weizenfabriken der Dakotas und die Baumwollgroßplantagen von Carolina, nicht aber in die Kleinwirtschaft eines ägyptischen Fellachen, der sein Weizenfeld nur mit der Hacke bebauen kann und dessen Kinder die Baumwollschädlinge mit nackten Fingern zerdrücken. Damit ist nicht gesagt, daß die Kleinwirtschaft sich technisch nicht vervollkommen kann. Es soll nur festgestellt werden, daß das Gesetz des abnehmenden Bodenertrags sich durch den technischen Fortschritt nicht aufheben läßt, weil dieser universell ist und offensichtlich eher die extensive Wirtschaft begünstigt. Somit ist jede weitere Hebung der Produktivität immer billiger in der extensiven Wirtschaft, ungeachtet der technischen Fortschritte, die in beiden anwendbar sind.

DAS VERHÄLTNISS VON LANDWIRTSCHAFTLICHEN ZU INDUSTRIELLEN PREISEN

Ein marktorientierter Landwirt, dem ein begrenztes Landareal zur Verfügung steht, wird seine Produktion nur erhöhen können, wenn die Preise seiner Produkte steigen. Diejenigen, die diese These bestreiten und beweisen wollen, daß die europäische Landwirtschaft fallenden Preisen mit großen Produktionssteigerungen begegnet ist, vergessen leider, daß die absoluten Preise nichts aussagen, sondern daß nur das Verhältnis der Preise für landwirtschaftliche zu denen für andere Güter maßgebend ist. Die Bewegung dieses Verhältnisses ist aber nicht so leicht festzustellen: wie soll man beispielsweise in England Preisvergleiche durchführen, wo man den Landwirten Zuschüsse zahlt und die Nahrungsmittelpreise dabei durch Kontrollmaßnahmen niedrig hält?

Für die USA hat man den Warren-Pearsonschen Preisindex für die Periode 1796 — 1910 mit einem Subindex für landwirtschaftliche Produkte zur Verfügung. Von diesen Reihen wurden für jeden Preiszyklus die Jahre mit dem höchsten und dem niedrigsten Preisstand ausgewählt und aus den so erhaltenen Paaren Mittelwerte errechnet. Je ein Mittelwert für landwirtschaftliche Preise wurde als Prozentsatz des allgemeinen Preisindex ausgedrückt. Das prozentuale Verhältnis zwischen dem Index von landwirtschaftlichen Preisen zum allgemeinen Index stellte sich dann wie folgt: 1796 — 1830 auf 69 %, 1830 — 1851 auf 74 %, 1851 bis 1872 auf 82 %, 1872 — 1910 auf 90 %.

Im Vergleich zum allgemeinen Preisindex stiegen also die landwirtschaftlichen Preise ununterbrochen. Nach 1910 hat man aus dem Index des Bureau of Labor dieselben mittleren Verhältniszahlen errechnet; sie stellten sich 1911 — 1932 auf 95 %, 1932 — 1948 auf 105 % und im Dezember 1951 auf 110 %.

Die sprunghafte Entwicklung der amerikanischen landwirtschaftlichen Produktion ging also Hand in Hand mit der verhältnismäßigen Verteuerung der landwirtschaftlichen Produkte. Aus der Tatsache, daß der Preisindex der landwirtschaftlichen Produkte 1837 auf 84 stand und 1897 auf 60 gefallen war, kann man nicht schließen, daß die Kaufkraft der landwirtschaftlichen Produkte gefallen war: der Gesamtindex stand 1837 auf 115 und 1897 auf 68; also war die Kaufkraft der landwirtschaftlichen Waren (gemessen am Gesamtindex) von 73 auf 88 gestiegen.

In Frankreich konnte man mit 1 kg Weizen im Jahre 1825 nur 0,38 kg Eisen kaufen. Die Menge stieg allmählich, bis man im Jahre 1856 auf 1,10 kg Eisen kam. Seit den 60er Jahren war der Weizenpreis in Eisen fast immer höher als 1, und es ist nicht zu verwundern, daß der französische Bauer gegenwärtig äußerst unzufrieden ist, wenn er im Jahre 1950 mit 1 kg Weizen wieder nur 0,64 kg Eisen kaufen konnte. E. M. Ojala hat diese Vergleiche für die USA, England und Schweden durchgeführt und kommt zu demselben Schluß. Für England stieg die Kaufkraft der landwirtschaftlichen Produkte von 100 in den Jahren 1867 bis 1890 auf 124 für 1935 — 1939, für Schweden betrug der Aufstieg seit 1861/65 über 60 %.

Wenn also im klassischen Lande der extensiven Landwirtschaft die Erweiterung der landwirtschaftlichen Produktion nur durch eine verhältnismäßige Verteuerung der landwirtschaftlichen Produkte erkaufte werden konnte, so konnte es in Europa mit seiner intensiveren Landwirtschaft nicht anders sein. Die enormen Entfernungen, die die Konkurrenzprodukte zu überwinden hatten, um nach Europa zu gelangen, sicherten allein schon eine Preisdifferenz zugunsten aller europäischen Agrarprodukte. Dazu kamen Zölle und andere Begünstigungen. Nur unter diesen Bedingungen konnte es in Europa gelingen, die Hektarerträge zu steigern.

Die Verhältnisse sind natürlich viel komplizierter, um sie in dieser Kürze darzustellen. Eines muß jedoch er-

wähnt werden: die landwirtschaftliche Produktivität ist am höchsten in den Ländern der niedrigen Industriezölle (Belgien, den Niederlanden, Dänemark), sie stagniert in den Ländern des Hochprotektionismus (Frankreich und Italien). Das günstige oder ungünstige Verhältnis zwischen den Preisen der heimischen Agrarerzeugnisse und denen der übrigen Konsumgüter ist wohl die Ursache. Gemessen an Preisen, die der Landwirt zahlen muß, wird die Intensivierung der Landwirtschaft unrentabel, und die Produktion stagniert. Diese internen Ursachen wirken vielleicht noch stärker als die überseeische Konkurrenz.

Für die „unterentwickelten“ Länder folgt hieraus die Feststellung, die nur sehr wenige dieser Länder richtig erkannt haben: der industrielle Hochprotektionismus ist der größte Feind ihrer Entwicklung. In ihrem Bestreben, die Industrie zu entwickeln, um dadurch der überschüssigen, unzureichend ernährten Landbevölkerung Lebensunterhalt in der Industrie zu verschaffen, greifen diese Länder zum Protektionismus und verschieben dadurch die internen Preisverhältnisse zuungunsten der Landwirtschaft. Der Bauer muß seine Überschüsse zu Preisen veräußern, die dem Weltmarkt angepaßt sind, seinen Bedarf an Industrieprodukten jedoch zu überhöhten Preisen decken. Das trägt nur zur weiteren Verelendung bei und erschwert den technischen Fortschritt in der Landwirtschaft. Jede Verteuerung der nicht-landwirtschaftlichen Produkte verengt mengenmäßig den heimischen Markt, denn der größte Konsument in einem Agrarland ist der Bauer.

Die Entwicklung der „unterentwickelten“ Länder muß also zwangsmäßig bei der Landwirtschaft anfangen, denn diese Länder brauchen zuerst Nahrung und die Landwirte außerdem Produkte, die sie für andere Artikel eintauschen können. Die Entwicklung wird durch forcierte Industrialisierung eher gehemmt als begünstigt.

DIE GRENZE DER LANDWIRTSCHAFTLICHEN PRODUKTIONSSTEIGERUNG

Leider ist das aber nur Theorie, und in der Praxis begegnet man wieder dem alten Feind aller überbevölkerten Länder — dem Gesetz des abnehmenden Bodenertrags. Wenn jede weitere Anstrengung, mehr zu produzieren, pro Einheit mehr Kapital und Arbeit erfordert, kommt man bald zu einer Grenze, wo die Anstrengung sich nicht mehr lohnt — wo die zusätzlich aufzuwendende Energie nicht mehr den Kalorien des zu erwartenden Mehrertrages entspricht. Dann ist man an der Grenze der Entwicklung angekommen, und das Gebiet wird immer mehr „unterentwickelt“: die Volkszahl vergrößert sich, nicht aber die Produktion. Von diesem Standpunkt aus werden verschiedene Phänomene verständlich, denen die Beobachter aus dem entwickelten Westen hilflos gegenüberstehen. Man ist erstaunt, wieso der Fellache so „unterentwickelt“ sein kann, daß er unter dem Schatten der Wolkenkratzer von Kairo mit Hacke und Hakenpflug, die eine genaue Kopie derselben Instrumente

aus viertausendjährigen Königsgräbern in Saqqara darstellen, sein Feld bebaut — im zwanzigsten Jahrhundert der großen technischen Fortschritte! Wenn man aber erfährt, daß er mit Hacke und Hakenpflug zweimal soviel Weizen, Baumwolle und Zuckerrohr pro ha erzeugt wie sein fortgeschrittener Kollege in Amerika und daß seine Vorfahren von demselben Felde 5000 bis 6000 Jahre lang dieselben Erträge erzielt haben, ohne den Boden zu zerstören, während der amerikanische Farmer die fruchtbare Prärie mit seinen fortschrittlichen Maschinen in weniger als hundert Jahren in eine „Dustbowl“ verwandelt hat, dann wird man den rückständigen Fellachen vielleicht mit mehr Respekt ansehen. Es ist wohl möglich, daß er mit rationellsten Methoden arbeitet, um gegen das Gesetz des abnehmenden Bodenertrags für sich und seine Familie den Grenzwert aus seinem kleinen Flecken herauszuwirtschaften. Er darf keine Maschinen kaufen und kein Zugvieh halten, denn das alles verringert die Kalorien, die ihm verbleiben. Jedenfalls ist sein wirtschaftlicher Konservatismus nur ein Märchen. Wie sonst wäre es möglich, daß die ägyptische Landwirtschaft zwischen 1919 und 1937 ihren Bedarf an importierten mineralischen Düngemitteln (meist Chilesalpeter und anderen Stickstoffderivaten) von 58 000 t auf 642 000 t erhöhte und somit Ägypten mit etwa 50 kg Stickstoffverbrauch pro ha Kulturlandes in die Spitzenreihe der Stickstoffverbraucher brachte? In welchem Lande Europas wurde der Stickstoffverbrauch in 18 Jahren verzehnfacht?

Englische Experten stellten im Jahre 1912 auf der Giza Farm bei Kairo Experimente an, um die optimale Fläche für eine Baumwollpflanze festzustellen. Als die Fläche festgestellt war und man daranging, diese Feststellung den Fellachen zu übermitteln, entdeckte man, daß die Norm der „native cultivator's convention“ entsprach. Seitdem ist die damalige Norm wegen der Erhöhung des Grundwasserspiegels viel kleiner geworden, wie man durch die Feldstudien festgestellt hat, und immer noch scheint der „native cultivator“ das Optimum getroffen zu haben.

Die Experten haben aber nicht immer das Richtige getroffen und haben ihren Ruf von Zeit zu Zeit diskreditiert. Die FAO-Experten, die jetzt in Asien die Landwirtschaft entwickeln, haben unlängst selbst eingestanden, daß das von ihnen empfohlene Tiefpflügen in den Reisfeldern von Burma großes Unheil angerichtet hat, da durch tiefes Pflügen die harte Kruste im Boden zerstört wurde und das Berieselungswasser in die Erde versickerte. Wer Gelegenheit gehabt hat, die Tätigkeit der Hunderte von amerikanischen Punkt-Vier-Experten zu beobachten, kann sich die Frage nicht mit Sicherheit beantworten, inwieweit diese Damen und Herren selbst lernen und inwieweit sie Ratschläge geben.

Eine außerordentlich schnelle Anpassungsfähigkeit an neue Markt- und Produktionsverhältnisse konnte man in den 30er Jahren in Bulgarien beobachten, wo der ebenso berühmte „rückständige“ und an Großvatersmethoden hängende Bauer in einigen Jahren weite

und ergiebige Tomatenfelder in der thrakischen Ebene aus dem sumpfigen Boden stampfte oder im Küstendilschen die Pflaumenzucht aufgab und jeden Tag Eisenbahnzüge mit Erdbeeren nach Europa schickte. Auf einmal war auch da keine Spur von der Trägheit der bäuerlichen Methoden vorhanden.

In chinesischen Reisdistrikten von Tschekiang und Kiangsu findet man verschiedene Landesteile, wo 400 bis 2700 Menschen auf einem Quadratkilometer wohnen, in Shantung 700 bis 1200. Sie werden mit „veralteten“ Bebauungsmethoden schlecht, aber doch ernährt. Und dabei hat die Fruchtbarkeit des Landes in den letzten 4000 Jahren nicht nachgelassen. Wieviele „Reisfabrikanten“ der USA wären notwendig, dasselbe Land zu ernähren, und wie lange würde es ihnen gelingen? Mit dem westlichen technischen Fortschritt ist das wenig anzufangen, wo jedes Saatkorn individuell behandelt wird und wo manchmal bis zu drei verschiedene Saaten auf einem Felde so kultiviert werden, daß, wenn die eine gesät ist, die dritte gerade reif wird! Jeder Fortschritt im europäisch-amerikanischen Sinn würde unter diesen Verhältnissen große Volksmassen unabweislich dem Hungertode ausliefern.

Eine wachsende Bevölkerung führt also fast immer einen ungleichen Kampf gegen zwei natürliche Feinde: die allmähliche Erschöpfung der Bodenkräfte und das Gesetz des abnehmenden Ertrags. Wo es dem Bauern gelungen ist, dem ersten Feind standzuhalten, da ist die Bevölkerungsdichte bis an die Grenze gewachsen, wo die intensivste Bodenbearbeitung noch gerade den Bauern am Leben erhält. Die steigenden Produktionskosten sind es, die eine weitere Intensivierung unmöglich machen, da der neue Bruttoüberschuß an erzeugten Produkten den Aufwand nicht deckt. Armut und Unterernährung sind also Begleiterscheinungen des intensiven Landbaus. Der hohe Prozentsatz der landwirtschaftlichen Bevölkerung in überbevölkerten Ländern ist demnach nicht ein Zeichen ihrer Rückständigkeit, sondern eine natürliche Notwendigkeit, um die Bevölkerung am Leben zu erhalten. Es gibt gute Gründe zu glauben, daß z. B. im Ägypten der Pharaonen, wo die Bevölkerungsdichte kleiner war als heute und die extensivere Landwirtschaft größere Überschüsse pro Arbeiter ergab, die Urbanisierung einen gegenüber der heutigen Zeit verhältnismäßig höheren Stand erreichte. Das beweisen die Ruinenfelder der Großstädte, wo heute inmitten einer unheimlich dichten Landbevölkerung nur kümmerliche Landstädtchen vorhanden sind. Es ist gar kein Zufall, daß die jetzigen Kornkammern der Welt und die Lieferanten von Fleisch, Milch, anderen Nahrungsmitteln und von sonstigen Agrarprodukten nur über einen verhältnismäßig kleinen Prozentsatz Landbevölkerung verfügen: Dänemark beschäftigt in der Landwirtschaft 29% der erwerbstätigen Bevölkerung, Australien 16%, Neuseeland 20%, die Niederlande 21%, Kanada 26% und die USA 18%, dagegen die weizenimportierenden „Agrarländer“ Ägypten und Indien etwa 70%, Japan 50%. Die Experten der „Unterentwicklung“ haben nie

deutlich auf das Paradoxon hingewiesen, daß die „unterentwickelten“ Länder eine mehrtausendjährige Entwicklungsgeschichte hinter sich haben, während die entwickelten Länder teilweise erst im vorigen Jahrhundert erschlossen wurden.

Falls jedoch die Ergiebigkeit des Bodens durch weitere Intensivierung fällt, wird von einem gewissen Zeitpunkt an auch die Bevölkerungszahl fallen, obwohl damit der „Übevölkerungsgrad“, also die Armut, die aus der niedrigen Produktion pro Kopf entstanden ist, nicht kleiner wird, bis man am Ende entweder die totale Wüste — wie in Teilen Nordafrikas — oder die Salzsümpfe Mesopotamiens — der einstigen Kornkammer der damaligen Welt — vor sich hat. Nur mit den enormen Einkommen aus seinen Ölgebieten kann der Irak sich heute an die Regenerierung dieser Sümpfe heranwagen. In gewöhnlichen Verhältnissen wäre das undenkbar, denn die Meliorationen dürften vom Standpunkt des Weltkapitals unrentabel sein.

In der historischen Perspektive erscheint also kraß das Tragische des Problems der „Unterentwicklung“ — die Entwicklungsprojekte wollen die bisherige tausendjährige Entwicklung rückgängig machen, ungeachtet der enorm gewachsenen Bevölkerungsdichte oder — was gleichbedeutend ist — der geschwundenen Bodenkräfte.

DIE „REZEPTE“

Das erste und einfachste Rezept für die überbevölkerten armen Länder, das man von den Experten serviert bekommt, ist die Industrialisierung. Es ist nicht nötig, viele Worte zu verlieren, um zu beweisen, daß die Industrialisierung nur eine kümmerliche Teillösung bieten kann: in Indien wächst die Bevölkerung täglich um 10 000 Seelen, in Ägypten um 1000 Seelen. Jedem denkenden Menschen ist es klar, daß man mit solcher Geschwindigkeit nicht Fabriken bauen kann, die den Bevölkerungszuwachs auffangen könnten. Außerdem kann man Industrien nur gründen, wenn ein Markt für ihre Erzeugnisse vorhanden ist. Man verwechselt oft den Markt mit den Bedürfnissen, und man konnte am Ende des Krieges sogar im „Economist“ lesen, daß, solange in der Welt Leute an Kleidungsbedarf leiden, Lancashire Arbeit haben wird. Der Markt für Baumwollstoffe oder alle anderen Verbrauchsartikel wird aber leider erst durch die Überschüsse geschaffen, die der Verbraucher von seiner Produktion gegen diese Artikel abgeben kann. Der hungernde chinesische Bauer jedoch hat fast nichts, was er gegen Baumwollstoffe eintauschen könnte, und so geht er halbnackt herum, während in Lancashire die Webstühle stillstehen.

Die Industrialisierung kann also, soweit sie auf dem inländischen Markt basiert sein soll, nur soweit gedeihen, wie die Landwirtschaft verkaufbare Überschüsse produziert; ob diese Überschüsse als Steuern, Einkommen der Grundbesitzer oder der Bauern selbst in Umlauf kommen, ist gleichgültig. Dieser Markt ist notwendigerweise klein und wächst nur langsam,

wenn er im Gegenteil nicht sogar schrumpfen sollte. Die Entwicklung hängt völlig davon ab, ob die landwirtschaftliche Produktion pro Kopf steigt oder fällt. In China, Indien und Ägypten wurde der Bedarf noch vor einem Menschenalter hauptsächlich durch ausländische Waren befriedigt. Die lokale Industrialisierung ersetzt schrittweise diese ausländischen Waren. Der Prozeß ist ziemlich fortgeschritten und für Textilien des Massenbedarfs in Indien und Ägypten fast abgeschlossen. Dabei spielen auch die protektionistischen Zölle eine Rolle, von denen oben schon die Rede war. Da der inländische Markt zu klein ist und nur langsam wächst, müssen alle großzügigeren Industrialisierungspläne sich auf Exporte einrichten. So liegt auch schon die indische Baumwollindustrie in schwerem Konkurrenzkampf mit der europäischen und der japanischen im Fernen und im Mittleren Osten sowie in Afrika, während die ägyptischen Spinnereien in den Nachbarstaaten und bis zum Norden Europas Fuß zu fassen versuchen. In jedem Fall ist die Konkurrenz äußerst schwer und nur in Ausnahmefällen erfolgreich. Die Industrialisierung für den Binnenmarkt jedoch kann nur äußerst kleine Dimensionen annehmen, weil der Markt aus den oben aufgezeigten Gründen sehr klein ist. In Bulgarien war man schon vor dem letzten Weltkriege mit der Industrialisierung soweit vorangekommen, daß die meisten Branchen für übersättigt (überkapitalisiert) erklärt und weitere Investitionen verboten wurden. Im letzten Jahrbuch des ägyptischen Industrieverbandes klagt fast jede Branche monoton über Absatzmangel, obwohl sie alle erheblichen Zollschutz genießen. Sogar die kleine Eisenindustrie findet keinen Absatz für ihre Produkte, während die Regierung ein neues Stahlwerk errichtete und dadurch wohl die Existenz der bestehenden Werke in Frage stellte. Und die großartig eingeleitete Industrialisierungsaktion in Jugoslawien wurde radikal abgedämpft, wohl aus denselben „markttechnischen“ Gründen.

Selbst eine weitgespannte Industrialisierung der „unterentwickelten“ Länder löst das Problem der Armut und der Unterernährung nicht, weil die Industrie „übersättigt“ werden kann, ohne das Bevölkerungsproblem fühlbar zu lösen. Sie rollt aber ein anderes Problem der Weltwirtschaft auf, für das man ebenfalls keine leichte Lösung finden kann.

Man hat seit Generationen im industriellen Europa die Theorie verbreitet und statistisch belegt, daß die europäische Exportindustrie von der Industrialisierung in Übersee nichts zu befürchten habe: was man an Konsumgüterexporten verliere, gewinne man am Export von Maschinen und Einrichtungen. Zuletzt trat dieses Argument vor einigen Jahren im Jahresbericht der BIZ auf. Der logische Defekt der Beweisführung sollte jedem offenbar sein: Erstens können auf lange Sicht die Maschinenexporte wertmäßig nicht den mit diesen Maschinen produzierten Produkten gleich sein; denn dann hätte die Industrialisierung keinen wirtschaftlichen Sinn. Und zweitens braucht die überseeische Industrialisierung ja nicht bei der Konsumgüterproduktion stehenzubleiben. Während diese Zei-

len geschrieben werden, kommen Nachrichten aus Indien über die schwere Konkurrenz, die die japanischen Textilmaschinen den europäischen und indischen Maschinenfabrikanten machen; und in Ägypten werden Textilfabriken und technische Firmen mit Textilmaschinen-Offerten aus Indien überschwemmt. Eine latente Krise schwebt über Europa, wenn die überseeischen Rohstoffe an Ort und Stelle für den lokalen Konsum verarbeitet und fertige Waren nicht importiert werden. Womit soll Europa dann seinen Nahrungsmittel- und Rohstoffbedarf bezahlen?

In dieser Situation nun soll nach den UNO- und FAO-Experten die Finanzierung der Landwirtschaft und der Industrie in den „unterentwickelten“ Ländern eingeleitet werden. Das klingt ungefähr wie der Vorschlag, sich selbst das Grab zu graben.

Das Lied ist jetzt schon so alt, daß es wohl jedem Kapitalisten in der alten und der neuen Welt bekannt sein dürfte. Und jeder dieser Kapitalisten weiß, daß in dem Lied ein Vers fehlt: über die mögliche Rentabilität der Investitionen in den unterentwickelten Ländern schweigen die Experten. Und da sie genau wissen, daß die Rentabilität nur sehr gering sein kann, bleiben nur allgemeine Phrasen übrig über die Pflicht der Reichen, den Armen zu helfen. Diese Argumentation leitet aber das ganze Problem von der Wirtschaftssphäre in die Wohltätigkeitssphäre über, wohin wir den Autoren nicht folgen können. Man muß noch immer annehmen, daß in der menschlichen Wirtschaft nach dem wirtschaftlichen Prinzip gehandelt wird. Daß dem so ist, ist nicht schwer zu beweisen.

Von den privaten amerikanischen Auslandsinvestitionen im Jahre 1952, die nur 850 Mill. \$ betrugten, gingen 420 Mill. nach Kanada und 277 Mill. nach Lateinamerika, wovon 278 Mill. \$ im Bergbau, 248 Millionen \$ in der Erdölwirtschaft und 211 Mill. \$ in der Industrie investiert wurden. Aus der Landwirtschaft wurde ein Kapital in Höhe von 8 Mill. \$ zurückgezogen. Also zieht sich das amerikanische Privatkapital aus der Landwirtschaft zurück, wo es hauptsächlich an einigen Bananen-, Ananas- und Sisalplantagen interessiert war. Der Grund dafür, daß das amerikanische Kapital sich scheut, in die ausländische Landwirtschaft einzusteigen, ist nicht schwer zu erraten: die Investitionen sind nicht gewinnbringend. Ebenso klein sind die Profite in den Industrien der „unterentwickelten“ Länder, wo noch das ungünstige politische Klima hinzukommt. Von den 12 Mrd. \$ amerikanischer Privatinvestitionen entfielen Ende 1952 auf Indien nur 65 Mill. \$, auf Ägypten 46 Mill. \$. Die Investitionsobjekte waren hauptsächlich Tankstellen und Kraftwagenmontagewerke. Die letzteren werden in Indien aber wieder geschlossen, weil die Regierung darauf drang, daß sie auch die Kraftwagenteile in Indien herstellen sollen, was den Amerikanern nicht paßt.

Die FAO hat für die ganze „unterentwickelte“ Welt für 1949 — 1952 die ausländischen Investitionen in der Landwirtschaft auf 840 Mill. \$ errechnet, also etwa 210 Mill. \$ im Jahr. Die Experten fordern aber 2000

Mill. \$ für eine Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion um 2% jährlich, und weitere 2000 Mill. \$ sollten dazu dienen, um die Produktion mit 1—2% dem Bevölkerungszuwachs vorauslaufen zu lassen. In der obigen Summe von 840 Mill. \$ sind auch die „kolonialen Investitionen“ (wie der britische Erdnußplan u. dgl.) mit nicht weniger als 390 Mill. \$ enthalten.

Man sucht vergebens landwirtschaftliche Projekte, für die sich ausländisches Privatkapital interessieren würde. Plantagenunternehmungen gehören nicht hierher, denn ihrem Charakter nach sind sie den unterbevölkerten Ländern eigen, wo man extensiv und billig wirtschaften kann. Dammbauten, Irrigationen, Entwässerungsarbeiten — all das gehört in den „unterentwickelten“ Ländern in die Domäne der öffentlichen Hand, weil alle diese Bauten sich schlecht oder gar nicht rentieren. Überall, wo man „unterentwickelt“ ist, wird viel geplant, und man sucht ausländische Kapitalien, aber niemandem ist in den Sinn gekommen, solche Bauten dem ausländischen Privatkapital als Betätigungsfeld anzubieten.

Wie sich die Wiedererschließung eines verkommenen Bodens rentiert, kann jeder am Beispiel Israel studieren. Ungeachtet der unzähligen Millionen, die in die Erschließung und Urbarmachung des Landes gesteckt worden sind, des Landes, wo einst „Milch und Honig“ flossen, wird Israel dem Hunger ausgeliefert sein, sobald der Zufluß frischer Millionen auch nur zeitweilig aufhören sollte.

Nur wo Industrien entwickelt werden sollen, die wichtige Güter an die Weltindustrie liefern können, wird Kapital ohne jede Schwierigkeit gefunden, gleichgültig, ob es sich um Öl in der Wüste oder Eisenerze in den südamerikanischen Dschungeln handelt. Auch werden dann gewöhnlich die politischen Schwierigkeiten überwunden. Man kann sich aber mit viel Skepsis fragen, ob eine solche Entwicklung je den Einheimischen zugute gekommen ist.

Wenn man aus den Träumereien der Industrialisierung wieder auf den festen Boden der Realität herabsteigt, hat man folgende Sachlage vor sich: über tausend Millionen Menschen in Asien, Europa, Afrika und Teilen Amerikas haben nicht genug Land, um die nötige Nahrung zu produzieren; die Völker im industriellen Europa können die nötigen Rohstoffe und Nahrungsmittel nur mit wachsender Schwierigkeit aus den Überseeländern beschaffen, weil diese Länder immer weniger europäische Industrieprodukte brauchen; die Reichen in den dünn besiedelten Überseegebieten können nicht nur Industrieprodukte, sondern auch Nahrungsmittel und Rohstoffe in extensiver Wirtschaft billig produzieren und bei günstigen Preiskon-

stellationen die Produktion sprunghaft erhöhen. Das traditionelle Dreiecksgeschäft, das Europa bis jetzt zu den für die Versorgung nötigen Devisen verholpen hat — Industrieprodukte nach den Kolonien und abhängigen Gebieten gegen Rohstoffe und Genußmittel, die nach Amerika weiterverschifft wurden —, ist im Abbau begriffen, da die früher abhängigen Gebiete jetzt direkte Geschäfte mit Amerika betreiben. Wenn Europa also schon mit Schwierigkeiten kämpft, so ist die wirtschaftliche Lage der überbevölkerten armen Länder verzweifelt. Asien braucht gegenwärtig Millionen Tonnen von Getreide jährlich, hat aber (vielleicht mit Ausnahme von Japan) keine Möglichkeit, es zu bezahlen. Es sind Hunderte Millionen von Bauern, die hungern, und diese Millionen haben keinen Gegenwert zu offerieren.

Es gibt also keine wirtschaftliche Lösung des Problems, weil das Problem selbst nicht wirtschaftlich, sondern demographisch ist und nur durch demographische Faktoren gelöst werden kann. Diese Erkenntnis heißt Malthusianismus. Es fördert die Sache kaum, wenn man aus rein sentimentalischen Gründen erklärt, daß man „gegen die Malthussche Annahme sei, die Bevölkerungszahl sei bedingt durch das Agrarpotential des Landes“, wie L. M. Dantwala es tut¹⁾. Jedenfalls ist das Bevölkerungswachstum dieses Planeten im heutigen Tempo nicht nur durch das Agrarpotential, sondern einfach durch den Raum bedingt: es ist leicht nachzurechnen, daß in einigen hundert Jahren nur noch Stehplätze für die Erdbevölkerung vorhanden sein werden.

Das Bestreben der Regierungen der betroffenen Länder, die Lage durch technische und wirtschaftliche Maßnahmen zu lindern, ist begreiflich, und man sollte mit diesem Bestreben nicht nur sympathisieren, sondern es auch unterstützen, wenn man an eine befriedigende Endlösung des Problems nicht glaubt. Weniger verständlich ist es dagegen, wenn Theoretiker der freien Länder Bände schreiben, voll von Ratschlägen, wie man aus der halbverhungerten Bevölkerung Kapital zur Weiterentwicklung auspressen, mit welchen Methoden man den Konsum der Massen weiter abdrosseln oder wann man den „Imitationseffekt“ durch eiserne Vorhänge neutralisieren kann. Die preußischen, moskowitzischen, japanischen oder stalinschen Methoden der Kapitalakkumulation durch Sklaven- und Fronarbeit, durch Abschließen vom Ausland oder durch rücksichtslose Besteuerung der Massen gehören nicht in das Arsenal des Wirtschaftspolitikers im 20. Jahrhundert, obwohl sie wirtschaftsgeschichtlich interessant sein können.

¹⁾ Population & Agricultural Production in India, Ind. Ec. Journ. nr. 1, 1954, S. 301.

Summary: Critical Notes on the Problem of "Underdeveloped" Countries. According to the Western experts today, poverty and underdevelopment are present not where a population is poor in the strict sense of the word but

Résumé: Autor du problème des pays arriérés. Selon leurs définitions modernes les experts de l'Ouest qualifient de „pauvres et arriérés“ non pas les pays peu riches, mais les populations qui ne se trouvent plus en état de subvenir à leurs

Resumen: Notas marginales al problema de los países „menos desarrollados“. Los peritos del hemisferio occidental hoy no consideran una población como pobre o menos desarrollada si está pobre de sí misma, sino si sería incapaz de satis-

where it can no longer satisfy its specific needs. But the advice to solve these problems after the Western pattern is impracticable, since the solution e. g. of the crisis of Western Europe had been made possible not by industrialisation alone but by quite a number of favourable circumstances. The core of the problem of underdevelopment lies in those fertile regions (such as the Nile valley) in which the traditional methods of cultivation and soil conservation have led to ever increasing over-population. Technical progress can be no remedy here: this benefits mainly extensive agriculture while in these regions intensification has already proceeded too far so that any further increase in production costs is unbearable. Moreover, higher production could only be made possible by a rise in the relative prices for agricultural produce, so that underdeveloped countries ought to abstain from industrial protective duties. Also, industrialisation is not a good prescription, first because it would take too long to become effective, and secondly because it would presuppose a market which, in turn, could only exist if agricultural production were leaving a surplus. The author concludes that poverty and underdevelopment are a corollary of intensive farming and that, at bottom, the problems are not economic but demographic in character. This insight he calls Malthusianism.

besoins vitaux. Cependant ces experts font erreur s'ils recommandent, en vue d'une solution de ce problème, de suivre dans ces régions l'exemple des pays industrialisés. Car il faut souligner le fait qu'en Europe occidentale la crise ne fut pas vaincue grâce à l'industrialisation, uniquement, mais grâce à un nombre supplémentaire de facteurs positifs. Comme noyau du problème de l'indigence il faut regarder les régions fertiles (p. e. la vallée du Nil): Ici des méthodes traditionnelles techniques et de conservation du sol ont permis une culture intensive, rendant possible ainsi une augmentation croissante de la population et finalement le surpeuplement. Donc: On ne peut pas appliquer dans ces pays les moyens de la technique moderne. Ceux-ci rendent service surtout à la culture extensive, mais dans les régions en question la culture intensive a déjà atteint son degré optimum, une augmentation des frais de production étant matériellement impossible. D'ailleurs une augmentation de la production agricole aurait pour condition préalable une hausse des prix relatifs pour produits agraires. Il en suit que, dans le secteur industriel, les pays arriérés ne doivent pas suivre une politique protectionniste. Recommander l'industrialisation comme remède direct et efficace est oublier et les longs délais et le fait qu'elle suppose l'existence d'un marché. Mais ce marché serait viable seulement à condition d'une production agricole excédentaire. L'auteur arrive à la conclusion que la culture agricole intensive produit ce phénomène des pays arriérés, et que les vrais problèmes de ces pays ne sont pas d'ordre économique mais démographique. L'auteur définit sa conception comme „malthusianisme“.

facar sus específicas necesidades. Sus recomendaciones de valerse de los modelos occidentales para la solución de los problemas son absurdos, porque la solución de la crisis de la Europa occidental por ejemplo, no ha sido posible solamente por la industrialización, sino por una serie de factores favorables. El núcleo del problema planteado por el desarrollo retardado reside en aquellas regiones fértiles en las cuales la técnica tradicional y la conservación del suelo conducían a un crecimiento de la población. Aquí no sirve ningún progreso técnico: Este sirve especialmente a la agricultura extensiva, mientras en nuestro caso la intensidad ya ha alcanzado su límite, porque no se podría correr con más altos costos de producción. Por lo demás, un incremento de la producción sería posible solamente, si subirían los relativos precios de los productos agrarios, de manera que las regiones menos desarrolladas no deberían tender a proteger la industrialización. La industrialización tampoco es una receta buena, porque sus efectos tardarían demasiado en venir y porque supone un mercado que sería posible solamente si existirían excedencias agrarias. El autor concluye que la pobreza y el desarrollo retardado son síntomas concomitantes de la agricultura intensiva y que los problemas al fin y al cabo no son de carácter económico sin demográfico. Este reconocimiento denomina Malthusianismo.